

Predigt Joh 9,1-7

Ich stelle mir eine schwangere Frau in Deutschland vor.

Bei der ersten Vorsorgeuntersuchung wird ein Mutterpass ausgestellt.

In ihm werden die Ergebnisse aller Untersuchungen und Behandlungen eingetragen.

Hier kann eine Schwangere selber sehen, welche Untersuchungen staatlich vorgesehen sind und welche nicht.

Im dritten Monat könnte sie ein Ultraschallbild herumzeigen.

Insgesamt drei Ultraschall-Untersuchungen gehören zur Routine: Im dritten, sechsten und achten Monat.

Nicht zur Routine gehören weitere Verfahren der Pränataldiagnostik.

Diese neueren vorgeburtlichen Untersuchungen sind nicht ganz risikofrei und nicht selten tragen sie zur Beunruhigung bei.

Nehmen wir nur den Fall, dass eine Behinderung zu vermuten ist.

Dann stehen Überlegungen an, die Nerven und Nächte kosten. Eltern sollen entscheiden.

Wie furchtbar!

Gott sei Dank war ich nie in so einer Situation.

Die Frage ist ja dann, würde die vermeintliche Diagnose einer Behinderung etwas an dem "JA" zum Leben ändern oder nicht.

In einem Artikkel der Nürnberger Nachrichten vom 20. Juni 2020 wurde ein Mediziner der Geburtsstation gefragt: "Sie praktizieren Hochleistungsmedizin. Muss dann auch das Kind perfekt sein, dass da geboren wird? Darf da aus Elternsicht überhaupt noch etwas schiefgehen?" Er antwortete: "Die Sicht, dass das nicht sein darf, hat etwas zugenommen. Eltern haben sich perfekt vorbereitet, akribisch Vorsorge gemacht und fragen bei Komplikationen manchmal: Wer ist daran schuld? Wer hat etwas falsch gemacht?" [Manchmal weint auch der Arzt, in: Nürnberger Nachrichten 20. Juni 2020, S. 12.]

Und berührt hat mich die Überschrift des Artikels: „Manchmal weint auch der Arzt.“

„Kugelrund und sorgenvoll“, so hat die gleiche Zeitung Anfang Juni 2020 in einem anderen Artikel das Befinden von Schwangeren beschrieben. [Kugelrund und sorgenvoll, in: Nürnberger Nachrichten 4. Juni 2020, S. 22.]

In Deutschland wohl gemerkt.

Denken wir uns nun alles weg, was in Deutschland für eine Schwangere getan werden kann.

Gehen wir in die biblische Vergangenheit, die in vielen Ländern der Welt noch Gegenwart ist. Schwangerschaft: Überstanden.

Geburt: Überlebt.

Ja, es ist ein Junge.

Aber bald zeigt sich: Er sieht nichts.

Im heutigen Predigtwort hören wir die Geschichte eines Blindgeborenen aus dem Johannesevangelium in Kapitel 9:

1 Jesus ging vorüber und sah einen Menschen, der blind geboren war.

2 Und seine Jünger fragten ihn und sprachen: Rabbi, wer hat gesündigt, dieser oder seine Eltern, dass er blind geboren ist?

3 Jesus antwortete: Es hat weder dieser gesündigt noch seine Eltern, sondern es sollen die Werke Gottes offenbar werden an ihm.

4 Wir müssen die Werke dessen wirken, der mich gesandt hat, solange es Tag ist; es kommt die Nacht, da niemand wirken kann.

5 Solange ich in der Welt bin, bin ich das Licht der Welt.

6 Als er das gesagt hatte, spuckte er auf die Erde, machte daraus einen Brei und strich den Brei auf die Augen des Blinden

7 und sprach zu ihm: Geh zu dem Teich Siloah – das heißt übersetzt: gesandt – und wasche dich! Da ging er hin und wusch sich und kam sehend wieder.

Wer hat gesündigt?

Die Frage nach der Sünde...

Die Frage nach der Sünde, die im anderen den Schuldigen sucht, bringt immer Abstand zu den Personen, die vom Leid betroffen sind.

Sie lässt Empathie vermissen, damals wie heute.

Der Blinde in seiner Not interessiert die Jünger in der Geschichte viel weniger als die Frage, wer daran schuld ist.

Anders verhält sich Jesus: Er sieht den Blinden, wie er viele Menschen auf seinem Weg sieht: aufmerksam, achtgebend, wahrnehmend, sorgend.

Eindeutig ist auch seine Antwort auf die Frage der Jünger.

Jesus sagt: weder – noch.

Hier gibt es keinen Schuldigen zu suchen.

Jesus Antwort kann viele Menschen aufatmen lassen, die bei sich und anderen nach Schuld und Sünde graben, oft akribisch und schmerzhaft.

Bei einer Freundin, deren Kind während der Schwangerschaft gestorben war, habe ich das einmal erlebt.

Sie versuchte verzweifelt zu ergründen, was *sie* falsch gemacht hatte.

Es scheint, als sei das Schwere leichter zu ertragen, wenn die Schuldzuweisung klar ist.

Anders ein Kollege.

Von ihm habe ich gehört/gelesen, dass er und seine Frau den Vers 3 als Taufvers gewählt haben für deren jüngsten Sohn, der mit Trisomie 21 begabt ist.

Wir hören den Vers noch einmal:

„Jesus antwortete: Es hat weder dieser gesündigt noch seine Eltern, sondern es sollen die Werke Gottes offenbar werden an ihm.“

Für den Kollegen war folgendes mit ausschlaggebend für die Auswahl dieses Taufspruches: Trisomie – also das „Down-Syndrom“ ist nicht der Sünde der Eltern oder irgendjemand anderes Sünde geschuldet.

Die Eltern in der biblischen Geschichte werden ja über ihren Sohn befragt und sagen den bemerkenswerten Satz: „Fragt ihn, er ist alt genug; lasst ihn für sich selbst reden.“

Die Eltern trauen dem Kind also auch zu, für sich sprechen zu können – wie auch immer das jeweils aussieht, wenn jemand behindert ist: mit Worten, Lauten und Gesten, Geschrei oder Lachen....

Der Kollege ist davon überzeugt, dass in, mit und durch den Sohn, so wie er von Gott geschaffen wurde, Gottes Werke offenbar werden.

Das bekommt er auch als Rückmeldung: Ja, an eurem Sohn werden die Werke Gottes offenbar! Großartig, wenn Eltern und

Großeltern und Freunde und Gemeinde das zu behinderten Menschen sagen können!
An eurem Sohn werden die Werke Gottes offenbar!
Und in der biblischen Erzählung lässt Gott seine Werke an dem Blindgeborenen offenbar werden!
Denn durch dieses Heilungswunder erweist sich Jesus – einmal mehr – als von Gott Gesandter.
Indem Jesus zuerst den Menschen sieht und ihn nicht auf seine Behinderung festlegt, eröffnet er auch dem Blinden Lernräume.
Jesus macht den Spucke-Teig...klingt etwas eklig...
Zumal am Sabbat ja das „Teig-Machen“ eigentlich verboten ist...das steht hier nicht ohne Grund so im Text...
Dann schickt er ihn zum Teich Siloah.
Ich war da selbst schon in Jerusalem...und habe auch eine Ahnung davon, wie dieser Teich zu Jesu Zeiten ausgesehen hat.
Und ich frage mich, wer schickt schon einen Blinden allein zum Teich ans Wasser...
Aber: Jesus traut ihm zu, dass er das kann.
Er setzt ihn also auch der Umwelt aus.

Da erinnere mich an eine Konfirmandin.
Sie war sehr stark sehbehindert.
Ihre Eltern setzten sie nur sehr bruchstückhaft ihrer Umwelt aus.
Aber in den Konfiunterricht wollte sie unbedingt und sie durfte auch gehen.
Allerdings brauchte sie immer jemanden, der sie führt, wenn sie irgendwo hinlaufen wollte. Vielleicht weil sie es auch so gewohnt war und vielleicht auch, weil es ihr ein bisschen gefiehl, wenn sie jemand am Arm nahm und sie spürte, dass da jemand ist, der weiß, wo es lang geht.
Sie war immer sehr interessiert an den biblischen Geschichten, erzählte mir, wie sie auch zu Hause immer betet und einmal malte sie mir ein Bild, das mich im Talar zeigt.
So möchte sie auch einmal sein, sagte sie mir.
Die anderen Konfis machten sich häufig lustig über sie.
Vielleicht weil sie sich auch ganz schön bei mir einschmeichelte oder aber auch, weil sie ja immer eine Sonderstellung durch ihre Behinderung automatisch innehatte.
Mal laut, mal leise, mal vordergründig, mal hinterm Rücken

waren die Witzeleien, manchmal war es auch einfach nur ein lautes Augenrollen, das jeder im Raum spürte.
Bis zu dem einen Tag...da trafen wir uns alle.
Ich erzählte die Geschichte von dem Blindgeborenen und dann gingen wir alle vor die Tür.
(Auch ein neuer Lernraum...)
Alle mussten sich einen Partner suchen.
Einer bekam die Augen verbunden und der andere musste den „Blinden“ führen.
Erst nur durch antippen an den Schultern, dann durch sprechen „links“ oder „rechts“ oder „geradeaus“.
Nach ca. 5 Minuten wechselten die Jugendlichen jeweils – der eine musste nun führen und der andere war „blind“.
Gar nicht erstaunlich, stellte sich heraus, dass die sehbinderte Konfirmandin ziemlich gut mit dieser Übung klar kam.
Sie war darin ja Profi.
Im Anschluss gingen wir wieder in unsere Runde, tauschten uns aus.
Und jede und jeder konnte berichten wie das war.
Nicht sehen zu können.

Auf jemand anderen angewiesen zu sein.
Ihm oder ihr blind vertrauen.
Plötzlich hatten die Konfis ein reges Interesse an der fast Blinden, an ihrer mit Licht ausgestatteten Lupe, an ihrem Gehstock, den man ein- und ausklappen kann, an der Frage danach, was überhaupt sie sieht.
Die Jugendlichen kamen miteinander ins Gespräch.
Das war toll!

Wenn wir uns gegenseitig sehen.
Wirklich sehen.
Dann ändert sich auch etwas.

Der Blinde kommt vom Teich Siloah sehend wieder.
Jesus hellt das Dasein dieses Menschen auf.

Blind sein.
Von Geburt an.
Etwa wir?

Weigern uns, Gott so zu sehen, wie er ist.
Sitzen da und glauben nicht, dass sich daran etwas ändern könnte.
Suchen lieber die Schuld und die Verantwortung woanders.
Aber da kommt Jesus.
Gesandt von Gott.
Sieht uns.
Spuckt auf die Erde.
Zeigt uns, woher wir kommen.
Von wem wir gemacht sind.
Wie eine Mutter, die mit Speichel die Wunde des Kindes bestreicht, heilt er unsere Wunden.
Jesus schlägt uns die Wahrheit nicht um die Ohren, sondern vermittelt sie liebevoll wie eine Mutter.
Zuletzt schickt auch er uns zum Wasser.
Um allen Dreck abzuwaschen.
Alles, was uns krank macht.
Damit wir wieder neu sehen können.
Die Kirchenväter haben diese Geschichte der Blindenheilung immer als Taufgeschichte gedeutet.

Und dieses Evangelium wurde immer an Tauf Tagen verlesen.
Wie gut das heute passt.
Mit der Taufe von Klara.
Mit Gottes „JA“ zum Leben.
Mit Gottes „JA“ zu Klara.
In der Taufe begegnen wir Jesus, dem Gesandten und der Quelle, die in ihm für uns sprudelt.
Jesu Worte sind wie eine Quelle, die uns Menschen von allem reinigt.
Sie klärt das Bild Gottes in uns.
Sie lässt Gott in uns aufstrahlen.
Die frühe Kirche nannte die Taufe „photimos“.
Hört sich an wie „Photosynthese“, bedeutet aber „Erleuchtung“.
In der Taufe kommen wir ins Licht.
Da hellt sich unser Dasein auf.
Wir bekommen neue Augen und erkennen die Wirklichkeit, wie sie wahrhaft ist.
Und Jesus sagt uns: „Ich bin das Licht der Welt, wer mir nachfolgt, wird nicht wandeln in der Finsternis, sondern wird das Licht des Lebens haben.“ Amen.